

Umschau

Genie und Weiblichkeit

Uralt ist der Streit um die Frage: Gibt es geniale Frauen? Oder ist das Genie dem Manne vorbehalten? Die Erfahrung bejaht mehr das letztere, aber irgend etwas sträubt sich in Mann und Frau dagegen, das eine Geschlecht hierin gleichsam vom Schicksal verkürzt zu wissen; sehen doch alle, deren Urteil nicht durch Haß getrübt ist, beide Geschlechter als gleichwertig, wenn auch nicht als gleichartig an. Den Fehler, die Gleichberechtigung auf geistige Gleichartigkeit zurückzuführen, hat der Feminismus nur in seinen Kinderschuhen gemacht. Nur irregeleitetes Wollen, dem andere, bessere Waffen fehlten, konnte so hart an den Tatsachen vorbeigehen.

Aber in allen Lagern, bei Feministen und ihren Gegnern, tauchte immer wieder die Frage nach dem weiblichen Äquivalent männlicher Geistesgröße auf. Man schien ein solches Gegenstück als naturnotwendig zu fordern, ohne es noch erkannt zu haben. Die Frauenrechtlerinnen setzten a priori weibliche Geistesgröße voraus und wollten sie nur infolge Verkümmern in den Jahrtausenden der Männerherrschaft für unentwickelt erklären. Überflüssig, auf die groben Fehler dieser Irrlehre hinzuweisen: hat sich doch sogar das wissenschaftliche Genie oft als Autodidakt Bahn gebrochen, und der Künstler ist fast unabhängig von ererbter und angelernter Weisheit. Malerinnen und Komponistinnen hätten sich gewiß nicht hemmen und zurückdrängen lassen, wenn sie nur dagewesen wären. Häufig wird wenigstens die ausübende Kunst als die Domäne der künstlerischen Frau bezeichnet, und Hermann Swoboda z. B. stellt geradezu das weibliche Genie als ausübendes dem männlichen Genie als dem schöpferischen gegenüber und bemerkt dazu, daß männliche darstellende Künstler durchwegs weiblichen Einschlag zeigen.

Dieser Hinweis führt uns nun gleich auf das Gebiet, dem die wertvollsten Aufschlüsse vorbehalten bleiben: die Lehre von den intersexuellen Typen. Längst wissen wir, daß die Idealgestalten des hundertprozentigen Mannes und der hundertprozentigen Frau nicht die

Regel bilden, von der nur die Hermaphroditen abweichen, sondern daß sie vielleicht die Ausnahme, ja am Ende gar nur das Vorbild sind für die Millionen der Mischformen, denen der Durchschnittsmensch wie der Abnorme und alle Übergangsformen entsprechen, je nachdem ob und in welchem Maß körpereigene oder körperfremde Eigenschaften vorwiegen. Dieser Gedankengang deckt sich mit der naturgeschichtlichen Entwicklung, hat doch das organische Leben auf der Erde als ungeschlechtliches begonnen, und ist die Sexualität daher als etwas phylogenetisch verhältnismäßig Jüngerer aufzufassen. Wir beachten natürlich nur die Abweichungen höheren Grades, denn nur sie sind interessant und praktisch bedeutsam. Gerade auf dem Gebiete der Kunst ist das Intersexuelle längst aufgefallen, bevor dieser Begriff noch geprägt war. Es sei gleich vorweggenommen, daß hierbei schöpferische und ausübende Kunst sich nicht als Gegensätze: „männlich-weiblich“, einander gegenüberstellen lassen, schon deshalb nicht, weil sie nicht gleichwertige Äste auf demselben Stamm sind. Die höchste ausübende Kunst steht immer noch unter der schöpferischen. Immerhin erfordert sie, will sie über Talent und Routine hinausgehen, auch etwas dem Genie Verwandtes: das Nachschaffen.

Ist es nun schon fraglich, ob alle ausübenden Künstler feminin sind — die oberflächliche Beobachtung in Konzert und Theater spricht unbedingt gegen diese Auffassung —, so ist es noch mehr fraglich, ob die Spitzenleistungen von Künstlerinnen als Auswirkung ihrer höchsten Weiblichkeit aufzufassen sind. Sehen wir zunächst von allem ab, was rein physische Begabung ist, wie z. B. die bezauberndste Stimme doch nur als anatomisches und nicht als künstlerisches Phänomen gewertet werden darf, sehen wir weiter von allem ab, was durch Fleiß und Energie erlernt wurde — und es ist ungeheuer viel, was, zum bloßen Talent hinzugelernt, fälschlich den Eindruck des Genialen erweckt —, sehen wir, wie gesagt, von all dem ab, dann ist es mehr als fraglich, ob das, was übrig bleibt, noch rein weibliche Spitzenleistung ist,

oder ob nicht vielmehr auch in der ausübenden Kunst das eigentlich Geniale daran, nämlich das echte Nachschaffen, das geistige Interpretieren und Neubeleben männlichen Charakters ist. Die schier überdimensionale Kunst einer Mildenburg ist jedenfalls ein Schulbeispiel für das Vorherrschen des männlichen Prinzips im ausübenden Genie. Ob der „reine“ Tanz überhaupt als geniale, nicht nur als graziöse musikalische und akrobatische Leistung aufzufassen ist, bleibe dahingestellt. Sicher ist, daß eine der wenigen Tänzerinnen mit genieblitzähnlichen Einfällen, mit etwas durchaus Geistigem im Tanz, einen knabenhaften Eindruck macht.

Es spricht also vieles dafür, daß das Geniale auch in der ausübenden Kunst männlich ist. Noch mehr widerspricht es aber einer Gegenüberstellung von ausübend-weiblichem und schöpferisch-männlichem Genius, daß die schöpferischen Künstler in erdrückender Zahl feminine Züge aufweisen. Der Zusammenhang ist ein derart auffallender, daß die Frage durchaus nicht unberechtigt ist, ob er nur ein zufälliger oder ein kausaler ist.

Die Künstler selber haben diese, ihre innerste Wesenheit treffende Frage beantwortet, wie sie überhaupt sehr oft psychologische Probleme, der Wissenschaft vorausseilend, intuitiv gelöst haben. Es lautet ein Spruch: „Ein Kunstwerk erstand. Und es war das Weib, das es zeugte, und der Mann, der es gebar.“

Es scheint im ersten Augenblick ein Widerspruch, daß eine geniale Leistung beim Mann eine weibliche Anlage bedeutet, bei der Frau hingegen eine männliche. Aber wir dürfen den Begriff des Weiblichen hier nicht zu eng fassen, sonst kämen wir in Gefahr, das Genie mit dem weibischen Schwächling und mit dem Homosexuellen gleichzustellen. Nur eine gewisse eigentümliche Geistesveranlagung, mit den weiblichen Eigenschaften der Empfängnisfähigkeit und der Gebärfähigkeit, ergibt, wenn sie sich mit männlichem Schaffensdrang, mit männlicher Objektivierung und männlichem Verstand paart, das Geniale.

Die Kunst bewegt sich in einer ganz andern Ebene menschlichen Erlebens als alle übrigen, alltäglichen Vorgänge, — wie anders wäre es zu verstehen, daß sie uns ins Überirdische zu erheben ver-

mag? Es ist nicht undenkbar, daß sie einer Umkehr der physiologischen Sexualbeziehungen im Geistigen ihre Impulse verdankt. Wohlgemerkt: nur von Impulsen kann hier die Rede sein. Das Schöpferische selbst ist identisch mit dem Einfall. Und warum einem Einzigen unter Tausenden etwas Einmaliges einfällt, — dieses Rätsel werden Menschen wohl ebensowenig lösen, wie sie das letzte Geheimnis vom Zueinander und Ineinander der Keimzellen ergründen werden.

Dem schöpferischen Einfall, also der geistigen Empfängnis, folgt eine geistige Trächtigkeit mit all ihrer Belastung und ihrem Raummangel, und eine von schwersten seelischen und sogar körperlichen Erschütterungen begleitete Geburt, mit allen Wehen, Ängsten und Seligkeiten der physischen Geburt, bis das Kunstwerk, diese geistige Nachkommenschaft ihres Schöpfers, vollendet dasteht. Die zeugende Kraft, die vor dieser Empfängnis und Geburt stand, hat nicht immer menschliche Gestalt gewonnen, aber manchem Künstler stand dieser Genius zur Seite. Und jedermann weiß, aus welchem Quell diesen Genien ihre Zauberkraft floß: es war immer und ewig nur die Liebe.

Die Liebe, gleichgültig ob zum Mann oder zum Kind, ist das einzige Gebiet, wo die Frau zum Genie werden und wo es ihr kein Mann gleichtun kann. So wie die Frau in Verstandesdingen im allgemeinen auf einer tieferen Stufe stehen geblieben ist, primitiver, naturnäher, so ist der Mann in der Sexualität im allgemeinen weniger beseelt, also auch primitiver, naturnäher geblieben. Und so wie der Geist des Mannes himmelan stürmte im Lauf der Jahrtausende, so erklimmte die Seele der Frau Höhen, die himmelhoch ragen über bloßer sexueller Begierde. Auf diesen, dem Alltag allerfernsten Spitzen geistigen und seelischen Erlebens, das nur wenigen Auserwählten beschieden ist, da kehren sich die Beziehungen der Geschlechter um: Es ist das Weibliche, das sich in den Mann einfühlt, ihn mit seinem Glauben erfüllt und solcherart geistig befruchtet.

So wie das Leben des Mannes ein Schaffen ist, so ist das Leben der Frau gleichbedeutend mit Liebe, sei es die Gattenliebe, sei es die Liebe leiblicher oder seelischer Mütterlichkeit, sei es eine

alles verzehrende Flamme der Gottesliebe. Jenseits von allen Berufs- und Alltagsorgen, jenseits von Ehrgeiz und Eitelkeit, von Lernen und Streben wird Ausgangspunkt, Inhalt und Ziel weiblichen Daseins immer nur die Liebe sein, so daß ihr das Leben sinnlos zu werden und sich selbst aufzuheben scheint, wenn ihm die Liebe fehlt. Sie allein verleiht dem schwachen Geschlecht übermenschliche Kräfte, denn es gibt keine Bindungen, die eine Frau nicht um des Geliebten willen zerreißen und wegwerfen könnte, es gibt kein Hindernis, das wahrer Gatten- und Mutterliebe oder übernatürlich verklärter, frauenhaft inniger Gottesliebe unüberwindbar wäre. Und nirgends tritt die Tiefe seelischer Hingabe klarer hervor als in der Verschiebung des Lebenszieles vom Ich auf das Du: Jede echte Frau wird vieltausendmal lieber die Gattin eines berühmten Mannes oder die Mutter eines berühmten Sohnes sein als selber eine berühmte Frau.

Wer würde es da noch wagen, der Frau die Gleichwertigkeit abzusprechen? Schaffender Geist oder beseligende Liebe, — was mag wohl das Höhere sein?

Dr. Helene Stourzh-Anderle.

Johann Adam Schall v. Bell S. J.

Zu wenig gedenkt die vaterländische Geschichtsschreibung der Arbeit der deutschen Missionare des 17. und 18. Jahrhunderts. Zur Erwerbung von Kolonien bot sich in jener Zeit keine Möglichkeit. Und doch hatte Deutschland einen bedeutenden Anteil an der Entwicklung der überseeischen Welt durch seine Glaubensboten, und ihretwegen stand der deutsche Namen in Ehren.

Man begegnet deutschen Missionaren verschiedener Orden in Übersee, doch weitaus die meisten — rund 800 lassen sich für die beiden Jahrhunderte feststellen — waren Mitglieder der Gesellschaft Jesu. Es gab kaum ein Land, wo Söhne unseres Volkes nicht Großes vollbrachten im Dienste von Religion und Wissenschaft. Vor allem in China, das sich damals äußern Kultureinflüssen willig öffnete, bot sich dazu Gelegenheit. Die rund vierzig Deutschen, die wir dort antreffen, waren meist auserlesene Männer. Sie haben auf verschiedenen Gebieten Bedeutendes geschaffen.

Einer der zeitlich ersten und der größte von allen war der Kölner Johann Adam Schall. Die unlängst erschlossenen reichen Quellen ermöglichen es uns, das Leben und Wirken dieses bisher zu wenig bekannten und vielfach verkannten Mannes ins hellste Licht zu stellen¹.

Am 15. Juli 1619 landete Schall im portugiesischen Makao. Nachdem er dort am 24. Juni 1622 bei der Abwehr des holländischen Angriffs entscheidend mitgewirkt hatte, zog er am 25. Januar 1623 in Peking ein. Hier sollte er, mit Ausnahme von drei Jahren Tätigkeit in Singanfu (1627—1630), sein ganzes Leben verbringen. Er sah den Niedergang und Sturz der Ming-Dynastie. Während der Schreckensherrschaft eines Rebellenkaisers verblieb er auf seinem Posten und schützte unter Einsatz seines Lebens die Christen. Bei dem Einzug der Mandschu rettete er wieder die Mission, und in der Folge sicherte er der christlichen Religion das höchste Ansehen und alle wünschenswerte Freiheit.

Ein wichtiger Ausschnitt der chinesischen Geschichte entrollt sich vor unserem Blick. Das kaiserliche China steht auf der Höhe seiner nationalen Kultur. Nach schweren Kämpfen tritt es in den letzten und glänzendsten Abschnitt seiner Geschichte ein. Eine Hauptfigur im großen Geschehen der Zeit ist dieser deutsche Missionar. Über alles hat er in seinen Briefen und „Lebenserinnerungen“ als Augenzeuge berichtet.

Johann Adam Schalls Persönlichkeit und Wirken ist zu seinen Lebzeiten und in der Nachwelt bis auf die neueste Zeit heftig angegriffen worden. Die Vorwürfe unsittlichen Lebenswandels lassen sich an der Hand der Quellen als Verleumdungen nachweisen. Mehr Berechtigung könnte man den Anklagen zuerkennen, daß er im Hofdienst seine Zeit verlor, daß er eine weltliche Beamtenwürde annahm und als Direktor des Astronomischen Amtes für die Herausgabe des chinesischen Kalenders mit sei-

¹ Siehe Johann Adam Schall von Bell S. J., Missionar in China, kaiserlicher Astronom und Ratgeber am Hofe von Peking, 1592—1666. Ein Lebens- und Zeitbild. Von Alfons Vöth S. J., unter Mitwirkung von Louis Van Hee S. J. Köln 1933, Bachem. M 9.—, geb. 12.—